

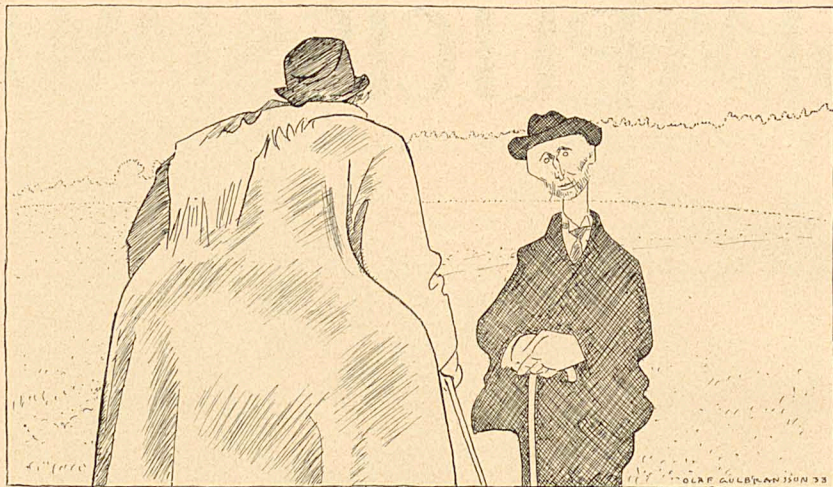
SIMPLICISSIMUS

DER AUFGERÜSTETE FRIEDE

OLAF GULBRANITSON 35



„Da Frankreich schon wieder mal die allgemeine Abrüstung verhindert, habe ich mich vorsorglich beim Genfer Roten Kreuz gemeldet.“



Neulich, als wir Kirchweih hatten,
kam ein Ehepaar in Zwiist,
und die Gattin lud den Gatten
ein, zu tun, was üblich ist.

Dieser aber, tief betroffen
— und besoffen nebenbei —,
ließ die bange Frage offen,
ob er dem gewachsen sei.

Wodrauf ihn die Frau Gemahlung,
die zudem Therese hieß,
auf den Weg der Ratenzahlung
artig und loyal verwies.

... Wer negiert noch den enormen
Hochstand menschlicher Kultur,
wenn dem Sinn für Umgangsformen
solch ein Auftrieb widerfuhr?

Ratatöskr

Der Wanderer gen Norden

Von Hans Leip

Noch vor kurzer Zeit gab es nördlich des kleinen Walfischflusses an der Hudsonbucht keine Touristen und geologischen Studenten. Die einzigen weißen Leute waren der deutsche Missionar, seine Frau und seine Kinder.

Die Kinder spielten eines Tages in der tiefen Sonne im Garten. Es war Juli und schön. Das Eskimodädchen, das die Kleinen beaufsichtigte und den Taufnamen Lea trug, kaute ihnen gerade ein Stück Kudjukharz zurecht, das dort alle kauen, weil es gut ist für Speichel und Zähne in dem trockenen Klima, und wollte, als die Masse weich und rosa war, es ihnen ehrlich geteilt in die Mäuler speien — man war damals noch allgemein gesund auf Labrador —, da schrie der älteste Junge auf, und sie spie vorbei. Er hatte nämlich ein Boot in der Ferne entdeckt. Nun sind in der Zeit, wenn das Wasser ziemlich eisfrei ist, alle Eskimos weit draußen auf den Schären, um Kattisch zu fangen, und ein Boot ist dann etwas sehr Ungewöhnliches. Die Flut trieb es heran. Die Kinder eilten über den kurzgrasigen Abhang zum Strand. Das Boot kam näher. Aber niemand war darin zu erspähen. Erst als es auf das Steingeröll scheuerte, erkannten sie, daß ein Mann darin lag, und der war vollkommen mit Stricken eingeschürzt. Es war ein weißer Mann, man sah es trotz der Verwilderung von Haar und Bart. Lea

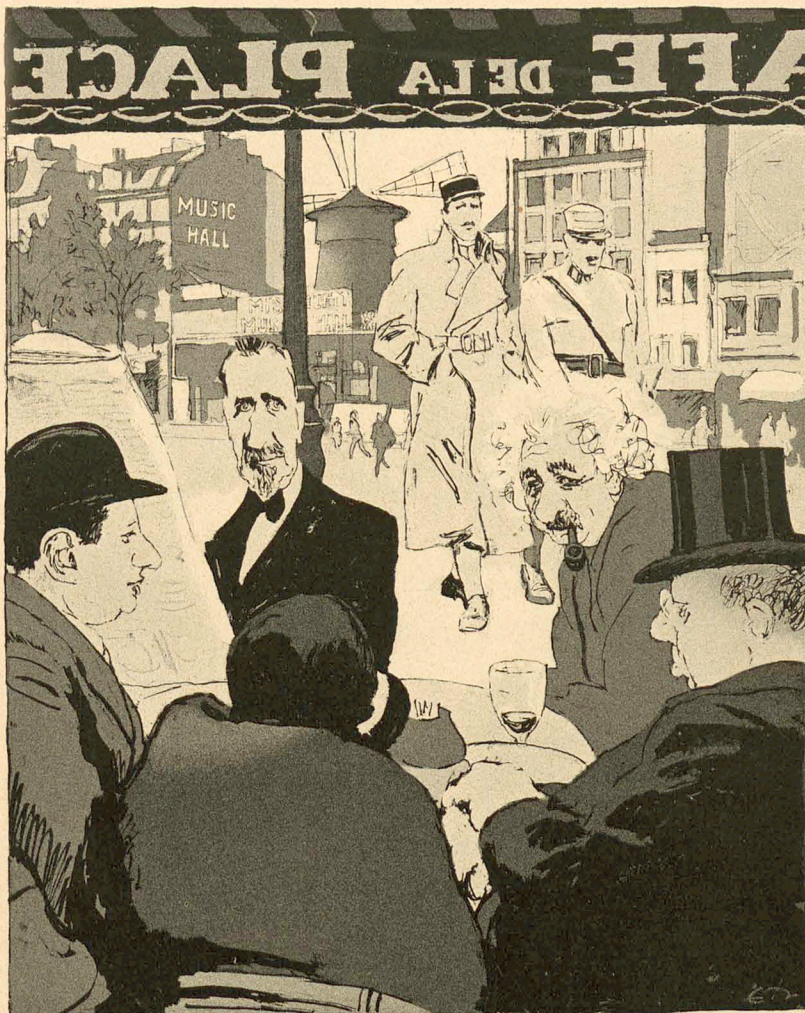
holte schreiend den Missionar. Dieser zerschneidete die Fesseln des Unglücklichen, der mehr tot als lebendig war. Er wurde in den Warenschuppen geschafft, und nach drei Tagen war er wieder so weit, daß er sprechen konnte.

Er sprach englisch. Er erzählte, er komme von Süden und wolle nach Norden. Anfangs habe er ein Gewehr gehabt. Als er, um keinen zu großen Umweg zu machen, den Big River durchschwommen habe, sei es verlorengegangen. Er habe dann von rohen Fischen gelebt. Es sei ihm nicht bekommen. Er sei fast wahnsinnig geworden. Schließlich habe er Eskimos getroffen. Sie hätten sich vor ihm gefürchtet in seinem Zustande, hätten ihn gebunden und in einem Boot dem Meere überlassen.

Was er denn im Norden beabsichtigte, fragte der Missionar. Darauf gab der Fremde keine Antwort. Er schwieg überhaupt von da an. Trotzdem erhielt er aus christlicher Barmherzigkeit einen Anzug und ein Paar Seehundstiefel, und ihm wurde gestattet, ruhig so lange zu bleiben, bis er wieder bei Kräften sei. Er schief im Geräteschuppen; denn der Missionar wollte ihn nicht durch die Vorräte im Store, unter denen sich auch Schnaps befand, und wo er zu Anfang untergebracht war, in Versuchung geraten lassen. Die Kinder besuchten ihn manchmal, er kam nämlich auch bei Tage selten heraus, aber

sie hatten Angst vor seinen flackrigen Augen. Er machte ihnen aus Treibholz ein Schaukelpferd, und da sie noch nie ein Pferd gesehen hatten — denn sie waren an der Hudsonbai geboren —, war es eine große Sache. Der Missionar aber begann besorgt zu werden wegen des Kindermädchens Lea, die es auch bewunderte und nach dem weißen Mann schielte, wohl wissend, daß sie besser roch als ihre Stammesgenossinnen, hatte sie doch auf der Mission gelernt, sich mit Seife zu waschen anstatt mit dem Wasser, das Gott ihr verliehen.

Eines Tages kamen zwei Creekindianer auf die Station. Sie trugen Amulette mit dem Bildnis der Mutter Maria am Halse und kleinen Rentierfelle gegen Tabak und Schießkraut eintauschen. Der Missionar war zugleich der Händler jener Gegend. Der eine Indianer war so unvorsichtig, sein Gewehr im Geräteschuppen unterzustellen, wo sich der weiße Fremde, als er sie hatte kommen sehen, gänzlich verborgen hatte. Nur Lea besuchte ihn dort und brachte ihm zu essen. Und um die Zeit, da man trotz der Mitternachtssonne schlafen geht, war der Mann mitamt dem Gewehr und einem Posten Munition verschwunden. Die Kinder bedauerten es sehr, denn sie hätten gern noch ein zweites Schaukelpferd gehabt. Einmal im Jahr kommt ein Schiff, das



„Reden Sie nicht so pazifistisch, Herr Schriftsteller, wo ich mir grad' such ä franzesische Verbindung für Heereslieferung.“

Waren bringt und Felle holt. Es war schon Oktober. Da erfuhr man, es habe sich um einen vielfachen Mörder gehandelt, der aus einem kanadischen Zuchthaus ausgebrochen war. Oben an der Hudsonstraße, wo mehr Verkehr ist und eine Unternehmung eine Großsammelstelle für Pelze ein-

gerichtet hatte, da sei er, dem Hungertode wiederum nahe, aufgegriffen worden. Der Kaufmann dort habe sich weniger mit Nächstenliebe aufgehalten, sondern Verdacht geschöpft und ihn eingesperrt und ihn dem Regierungsdampfer mitgegeben. Somit entging der Flüchtling seinem

Schicksal nicht, starb aber bald darauf. Der irdischen Gerechtigkeit schien somit schlechtweg Genüge getan. Die himmlische, wenn man es so nennen will, hatte ein übriges vor. Betrüblerweise schenkte das Kindermädchen Lea einem Knaben das Leben, dessen Vater unzweifelhaft war.

(Schluß auf Seite 353)



„Hoher Gerichtshof! Nachdem van der Lubbe seine Tat eingestanden hat, sind wir gezwungen, nunmehr der Welt zu beweisen, daß der Reichstag gar nicht gebrannt hat.“

KOMÖDIE DER ABRÜSTUNG



heißt die nächste, als Sonderheft erscheinende Nummer des „Simplicissimus“

— eine Fortsetzung der kürzlich erschienenen Sondernummer „Europa-Probleme“, die einen so durchschlagenden Erfolg hatte. Wiederum in vier Sprachen wird hier gekämpft

gegen den Wahnsinn des Wettrüstens, gegen Heuchelei und systematische Verhetzung, für den Frieden, für Verständigung und eine bessere Zukunft.

Ein Manifest deutschen Friedenswillens!

Preis der Nummer 60 Pf. bei Voranschickung des Betrages auf Postcheck München 5802 oder in Briefmarken. Bei Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren bitten wir jeweils Angebot einzuholen.

Simplicissimus-Verlag G.m.H. München 13

(Schluß von Seite 351)

Obwohl der Missionar weder Himmel noch Hölle zu Vorwürfen heranzog, fand die junge Mutter den Aufenthalt auf der Station bald verleidet, und als ein amerikanischer Zirkusagent echte Eskimos anwerben kam, schloß sie sich einem Trupp ungetaufter Stammesbrüder an, deren Zungen weniger wissend und spitz zu dem Vorgefallenen standen.

Lea nun hatte Glück in den Städten der Welt, ja, sie heiratete sogar den Unternehmer der „Nordpolschau“, verlor ihn aber in New Orleans an Typhus. Sie verkaufte das Geschäft und reiste mit ihrem Sohn gen Norden in ein ihr gemäueres Klima. Sie blieb in jener Stadt hängen, wo der Vater ihres Kindes bei einem Bankraub einige Polizisten umgebracht hatte. Ob damals der fremde weiße Wanderer es ihr gebeichtet hatte oder ob reiner Zufall im Spiele war, ist nicht ganz klar. Jedenfalls gab sie ihr ansehnliches erworbenes und ererbtes Vermögen auf die gleiche kleine Bank, und der war es in kritischer Zeit nicht unendlich. Ihren Sohn aber, der sich als Sohn eines Zirkusunternehmers fühlte, ließ sie Missionar werden und hatte nichts dagegen, daß er sich auf jener nördlichsten Pelzsammelstelle niederließ, auf der einst seinem rechten Vater, von dem er nichts wußte, kein Verweilen gegönnt gewesen war.

Lieber Simplicissimus!

Ich habe im Felde einen Schuß bekommen, in den Schinken; übrigens nicht auf der Flucht, sondern im Flugzeug. Es dauerte lange, bis die Sache heilte, und ich habe auch noch immer Unbequemlichkeiten beim Sitzen. Aber da ich kurz nach dem

Frieden eine gut bezahlte Stellung hatte, sah ich davon ab, für mich um eine Rente einzukommen. Jetzt geht es mir dreckig, und ich hielt es für ganz angebracht, daß der Staat mir etwas für meinen zerschossenen Korpus bezahle. Ich stelle also einen schönen Antrag und bekomme die Antwort, ich hätte mich zur ärztlichen Untersuchung auf dem Versorgungsamt einzufinden. Na schön! Als erstes natürlich: Nackt ausziehen. Der Herr Generalarzt untersucht mich eingehend. Lunge, Herz, Einatmen, Ausatmen, Brustumfang, Größe und was nicht noch alles. Er knieft mir herzlich in die Wangen, was recht weh tut; dann stellt er melancholische Betrachtungen darüber an, was passiert wäre, wenn die Kugel nicht diesen, sondern einen andern Weg gewählt hätte, und erkundigt sich teilnehmend, wo ich meine Strümpfe gekauft hätte, gewiß in München, denn so schöne Strümpfe bekäme man in Berlin gar nicht. Nach einer guten Stunde schiedern wir herzlich und als gute Freunde, und ich hatte den Eindruck, der Mann wird deinen Antrag befürworten.

Die Antwort lautete: Ihr Gesuch vom 3. Oktober auf Gewährung einer Rente wird abgelehnt, da die Frist zur Stellung derartiger Anträge verjährt ist.

Sprechstunde in der Fürsorgestelle. Frau L., verheiratet mit einem notorischen Trinker, ist wieder einmal da. Nach etlichem Hin und Her wird ihr schließlich „Trennung von Tisch und Bett“ vorgeschlagen.

Darauf entgegnet Frau L.: „Ach, Frollein, det nutzt ooch nicht, dann ibt er von der Kommode und liebt mir auf der Schäßblong.“

Abends am Dachgarten liegen ...

Von Maria Daut

Nun ruhen alle Dächer,
und die Kamine atmen still.
Die Nacht breitet den Fächer
dem aus, der schweigen will.

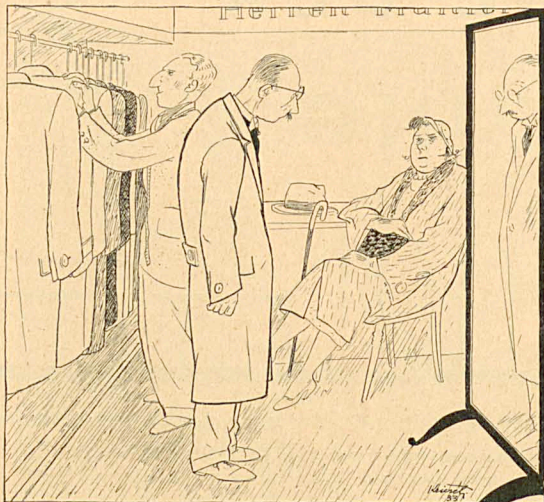
Es ragen Wäschestangen
metallen-starr ins Himmelsblau,
mit Latten weiß behangen
von Mann und Kind und Frau.

Gespensterhände spielen
ganz sachte mit dem Hemd des Herrn;
sie wehen und sie zielen
hinauf zum Abendstern.

Der Mond ist aufgegangen
mit halbem Angesicht;
ich seh ihn leuchtend prangen,
er aber sieht mich nicht.

Der gute Mond geht stille
auf vorgeschriebener Bahn.
Glaubst du, es ist dein Wille,
zu tun, was du getan?

(R. Kriesch)



„Stammere Haltung, Max, Kopf hoch, Brust heraus!“ — „Siehste, und da sollen dann die Franzosen nich sagen, wir hätten wieder 'nen militaristischen Geist!“

Streckengeher Neweklowsky

Von Fritz Engel

Bevor man in Neweklowskys Haus kam, mußte man über einen verkommenen Bauplatz gehen. Da standen ein paar Bretterbuden von morschen Lattenzäunen umgeben und mit einer großen weißgestrichenen Holztafel versehen, damit jeder wußte, daß dieses Stück Land der Firma Soundso gehörte. Die Arbeiterfrauen, die mit Neweklowsky die gleiche Mietskasernen bewohnten, kümmerten sich aber um die Eigentumsverhältnisse wenig und zogen ihre Wäscheseile, wie es eben am besten ging, so daß Jahraus, Jahrein wieder am Wäsche- stücke diesem liederlichen Platz erst das richtige Aussehen gaben.

Neweklowsky sah das alles nicht, denn er war Jungeselle und an Unordnung gewöhnt. Weit wichtiger war für ihn, daß dicht an den Bretterbuden vorbei die weitverzweigten Schienenstränge des Güterbahnhofes verliefen, denn Neweklowsky war Streckengeher. Dieser Beruf gefiel ihm, obwohl er ihn schon zwanzig Jahre lang versah. Es war ihm zur zweiten Natur geworden, zwischen den Geleisen gehend auf Nieten und Schrauben zu achten. Nur manchmal, wenn er einem Schnellzug nachsah, bis er vom Horizont verschluckt war, überkam ihn eine gewisse Unruhe bei dem Gedanken, daß er bis an sein Ende über Bahndämme laufen und auf Schienen achten sollte, die ja doch immer tadellos in Ordnung waren. Aber er fand bald sich inneres Gleichgewicht wieder, wenn er an den nächsten Nachtdienst dachte. Einmal in der Woche hatte er nämlich auch des Nachts nach dem Rechten zu sehen, und das war gleichsam eine feinere Kunst, auf die er immer hinwies, wenn ihn jemand wegen seiner eintönigen Tätigkeit aufziehen wollte. Es gab da schon verdammte viel zu berücksichtigen, von dem der Laie keine Ahnung hat. Allein um festzustellen, ob die Signallampen noch genügend Öl hatten oder ob die Weichen richtig funktionierten — da konnte nicht jeder Dummkopf mitreden. Da mußte man über Genauigkeit und Verantwort-

gefühlfähig verfügen. Und die Gefahren, die dieser Dienst mit sich brachte. Man durfte nicht vergessen, daß in einer Nacht mehrere hundert Züge durch die Station fuhren. Wie leicht konnte man sich einmal in den Schienen verfangen. Sicherlich war dieser Dienst gefährlich, vor allem, wenn man ihn so wie Neweklowsky versah. Neweklowsky hatte nämlich, obwohl er sonst ein durchaus normaler Mensch war, eine Neigung, ein Laster, feiner und gefährlicher als Alkohol und Nikotin. Wenn er nachts über leise pochende Schienen schritt, an den roten Augen der Signalmasten vorüber, hatte er ein Gefühl, wie im Kriege, wenn er auf Patrouille ging. Er war immer bewaffnet, denn Bahnräuber oder Gesindel hätten sich ihm entgegenstellen können. Aber das war es nicht, was ihn erregte. Seine seltsame Leidenschaft hatte sich erst allmählich entwickelt, als er das erstmalig, wie aus Versehen, kurz vor einem einfahrenden Güterzug über die Schienen sprang. Damals war er tödlich erschrocken, ähnlich wie im Kriege, als zum erstmaligen eine Granate dicht neben ihm einschlug. Er war halb erstarrt am Geleise stehen geblieben, während nahe an seinem Rücken die heulende Maschine vorbeidröhnte. Er fühlte die Wärme, die aus dem überhitzten Dampfkessel über ihn hinstrifte, er fühlte den Luftzug und das Donnern der Wagen. Seine Nerven flirrten. Nie vergaß er wieder, wie er bereit aufatmete, als er den Schlüßlichtern nachsah. Seitdem hatte dieses Laster von ihm Besitz ergriffen. Er empfand eine schneidende Wollust, wenn ihm die Angst wütend an den Nerven zerrte. Er sprang bei jedem Nachtdienst vor den Zügen über die Geleise. Zunächst wagte er sich nur vor Güterzüge, aber sie waren ihm bald zu langsam, so daß er sich schließlich nur noch vor dem FD-Zug in jähen getetzten Sprüngen über die Schienen schwang. Jedemal ließ er die Lokomotive näher kommen, er vergrößerte so Lust und Gefahr

zugleich, wie ein Opiumraucher die Dosen steigert. Neweklowsky federte dabei wie ein Traumwandler vom Schienenrand in die Geleismitte und wieder auf den Schienenrand. Einmal riß es ihn unter Tags aus dem Schlaf hoch. Er hatte wieder vor einer riesigen, herabstührende Maschine die Schienen überquert, er stand gerade noch mitten im Geleise, die Maschine war ganz nahe, er fühlte die Wärme des Dampfkessels, verspürte gar deutlich den eigentümlichen Geruch des Wasserdampfs — und konnte nicht weiter. Seine Füße waren wie gelähmt, eine seltsame Gewalt hielt ihn; es war, wie wenn er von einem hohen Turm lotrecht in die Tiefe sähe und eine saugende Energie zwingte ihn hinabzuspringen. Nach diesem Traum erob sich Neweklowsky müßig und ging zum Nachtdienst. Er steckte wie gewöhnlich seine Stullen in den Mantel und überquerte den Bauplatz; bevor er zum Bahnhof kam, nahm er noch einen Korn, das gab etwas Wärme. In den Nächten war es um diese Zeit schon sehr kalt. Morgen sollte sein Geburtstag sein. Da würde er wieder von seiner Schwester die üblichen Wollstrümpfe erhalten und ein Stück Schinken. Er hatte seine Schwester lange nicht mehr gesehen. Sie war irgendwo in der Mark mit einem Bauern verheiratet. Neweklowsky übernahm die Signalpeife von seinem Vorgänger und wünschte brummig eine gute Nacht. Und dann schritt er aus, an den Weichenlaternen vorüber, die Stellwerke läuteten, leise pochte es in den Schienen. Neweklowsky fühlte sich in der gewohnten Umgebung bald besser. Gewissenhaft kontrollierte er Schienen und Schwellen, ab und zu sah er auf die Uhr. Es ging stark gegen 24 Uhr. Dabei war er schon über die Vorstadt hinaus. Ganz in der Nähe stand der Wacholderstrauch, an dem er immer umkehrte. Es war ziemlich kalt. Neweklowsky stellte an den Sternen fest, daß morgen wohl gutes Wetter sein werde. Am Wacholderstrauch blieb er stehen. Hier wollte er auf den FD-Zug warten. Die Nacht war so still, daß man dem Zug schon durch die Waldberge rollen hörte. Es war 23.56 Uhr. Jetzt mußte er in die Ebene herunterkommen, er war vielleicht eben an der Mühle oder rasselte mit hundert Kilometer Geschwindigkeit an der Blockstation 23 vorbei. Zwei Minuten würde er noch brauchen. Neweklowsky war ein bißchen nervös. Er hatte immer das gleiche Lampenfeuer. Das machte ja auch die Sache noch reizvoller. Er sah nach der Uhr, es war jetzt 23.59 Uhr. Richtig, ganz hinten aus dem Horizont tanzten zwei Funken heraus. Das war er. Neweklowsky hielt sich bereit.

Am nächsten Tag fand man in den Zeitungen eine flüchtige Notiz: Der Streckengeher Neweklowsky sei grauenhaft verurteilt auf dem Bahnkörper gefunden worden. Der pflichttreue Beamte habe sich scheinbar bei seinem dienstlichen Rundgang im Geleise geirrt und sei vom heranbrausenden Zuge erfaßt und zu Tode geschliffen worden.

Arzt und Hebamme

Im polnischen Städtchen F., hart an der deutschen Grenze gelegen, hatte sich der Bäcker des Arm gebrochen und den zunächst wohnenden deutschen Arzt Dr. M. angefordert. Am polnischen Zollamt gab es indes für den Arzt einen unerwarteten Aufenthalt, der polnische Kontrolleur verlangte von ihm einen abgestempelten Grenzübertrittsausweis. Nun besteht aber eine Vorschrift, daß Ärzte in Ausübung ihres Berufes die Grenze ohne Ausweis überschreiten dürfen. Also wird der betreffende Passus im Reglementbuch des polnischen Beamten nachgeschlagen, und dort steht schwarz auf weiß: „Ärzte und Hebammen dürfen in Ausübung ihrer Berufe die Grenze passieren.“ Da geht ein Leuchten über das polnische Gesicht: „Gut! Arzt hier, aber wo Hebamme? Arzt und Hebamme dürfen.“ Es war nichts bei dem Gut zu erreichen, er fühlte sich im Buchstabenrecht. — Nach einer Viertelstunde war Dr. M. wieder am Zollamt. Diesmal in Begleitung seiner Aufwächserin, die er in Elle aus seinem Haus geholt hatte. „Hebamme?“ fragte der Pole. „Gut!“ Jetzt konnte Dr. M. anstandslos die Grenze passieren.

Der Bierbua (Aus meiner Werkstudentenzeit)

Von Eduard Steiner

Wie ich ihn zum erstenmal sah, war er mir alles eher als sympathisch. Schon sein Äußeres enttäuschte mich. Ich stellte mir einen „Bierbua“ ungefähr so vor: Ein halbwegs eignes Bürschchen, mager, verwarhört, vielleicht ein bißchen deppert, aber von unterwürfiger Natur.

Kaver Kammeter, genannt „Kax“, besaß keine von diesen Eigenschaften. Groß, breitschultrig und mit einem ansehnlichen Bierbauch bewehrt, wog er zwei seine einhalb Zentner. Dichtes Schwarzhaar bedeckte den gedungenen Bauernschädel und war mit starkirrender Brillantine verwenen an die Stirne geklebt. Weit standen die Ohren von den leicht ergrauten Schläfen. Die fleischigen Lippen unter dem sorgfältig aufgezwickelten Schnurrbart und die wichtigen Kiefer verrieten den starken Esser. Brust und Arme waren mit Tätowierungen übersät, und die Hände hatten das Ausmaß von Christlumbrettern. Eine engliegende Streifenhose, die den spigigen Hintern drastisch zur Geltung brachte, Zugstiefel, ein dunkelgrüner Schurz, ein aufgekoppeltes Trikotheud und eine nie brennende Virginia vervollständigten das Bild dieses Menschen, dessen Erscheinung mich gruseln machte. Seine heisere Stimme und die rauhe Art zu sprechen konnten diesen Eindruck nicht mildern.

Daß er mir, dem neugebackenen Werkstudenten, bald ein aufrichtiger Freund und Berater werden sollte, konnte ich mir nicht vorstellen. Ich muß jedoch gestehen, daß er mich vor mancher Dummeit bewahrt und die Eigenheiten des Bauarbeiters rasch verstehen gelehrt hat, was mir für die folgenden Jahre meiner Werkstudentenzeit von unschätzbarem Nutzen war.

Beim Kax trifft ich nämlich eine seltsame (damals hätte ich gesagt grauenvolle) Rasse von Menschen. Zusammengewürfelt aus allen Berufsarten, bisweilen von zweifelhafter Vergangenheit, mit rohen Sitten und derber Ausdrucksweise, erregten sie in mir zum ersten eher Ekel als Zuneigung. Unter ihnen taten sich die sogenannten „Kanalratzen“ ganz besonders hervor. Es handelte sich hier um Leute, die früher als Erdarbeiter bei Wasserbauten, zum Beispiel beim Ausbau der mittleren Isar und des Walchenseewerkes, tätig waren und hierbei oft das ganze Jahr hindurch, fernab jeder großstädtischen Zivilisation, in Barackenlagern hausten, und deren Umgangsformen dem Studenten unfählich erschienen.

Mit Xarä kam ich vorerst wenig in Berührung, denn ich trank im Gegensatz zu meinen Kollegen, die sich von ihm fleißig mit Bier versorgen ließen, anfangs nur Tee und Milch. Ebenso ging ich mittags nicht in die Kantine, wo Xarä den Posten einer Kellnerin vertrat, sondern verzehrte in der Bauhütte meinen mitgebrachten Fraß. Was blieb mir auch anderes übrig, wenn ich bis zum November mein Studiergeld für das Wintersemester beisammen haben wollte.

Schon am zweiten Arbeitstage erfuhr ich, daß sich hin-

ter dem barschen Gebahde des Bierbuben ein guter Kerl verbarg.

Ein mit Ziegeln beladener Lastwagen kam in Abwesenheit des Chauffeurs auf dem feuchten, abschüssigen Lehmboden ins Rutschen, gerade auf die Vertiefung zu, in der ich voller Eifer an Verschalungsbrettern nagelte. Plötzlich fühlte ich einen Griff im Genick und wurde höchst unsanft zur Seite gerissen. Im nächsten Moment sauste das schwere Auto in die Tiefe, drückte die Verschalung zusammen und blieb, mit den Vorderrädern in der Luft, liegen. „Jetzt kunntst hi' sel', du Chines', du dappigia“, schrie Xarä, mein Lebensretter. Unfähig, ein Wort des Dankes zu sagen, drückte ich ihm die Hand und setzte mich, demisch vor Schreck, auf den platten Boden. „No, no, klapp nur net z'samma! Da sauf ama!“ meinte er nun begütigend, stellte mir

einen schäumenden Maßkrug in den Schoß und verschwand mit seinem Biertragl auf der Schulter unter der Menge, die sich inzwischen angesammelt hatte. In meinem Dusel trank ich in einem Zug das Bier aus.

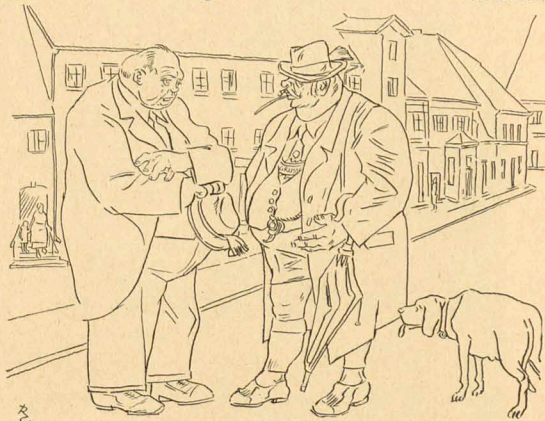
Von da ab suchte ich durch mehr Entgegenkommen und Freundschaftlichkeit das gutzumachen, was ich meiner Meinung nach Xarä gegenüber anfangs versäumt hatte. Vor allen Dingen kaufte ich ihm in der Frühe und nachmittags je eine Halbe Bier ab. Von dieser meiner Wandlung nahm er aber scheinbar keine Notiz. Er belte mich ebenso grob wie vordem an, falls ich ihm nicht rechtzeitig Platz machte, wenn er mit Bier und Brotzeit daherkam.

Am nächsten Mittwochabend erhielt ich aus der Pfalz eine Karte von einer Kommitteilung, die mit mir in einem Kolleg saß und in die ich als

(Schluß auf Seite 35)

Arbeitsunfähig

(Richard Graef)



„Wissen S', Herr Daxinger, i hab' halt da so an' starken Rheumatitß!“ —
„O mei, o mei, und grad' der Arm is, wo ma zum Kegelscheib'n braucht!“

Es wird aufgemerkt mit dem Geschwätz von der Unterjochung des Menschen durch die Maschine!

RICHARD BATZ

zeigt in

Mensch und Maschine

daß die Maschine dem Menschen nur ein Hindernis, Feind und Glück bringen würde, wenn keine Krisen mehr den Fortgang der Produktion und den Austausch der Güter stören können.

Diese Buch ist eine scharf geschliffene Waffe für alle diejenigen, die immer wieder gegen den Glauben ankämpfen müssen, die Rationalisierung, die Ersetzung der menschlichen Arbeitskraft durch die Maschine, sei schuld an der Arbeitslosigkeit.

Preis RM 0,80

Verl. Sie es von ihrem Buchhändler oder beziehen Sie es direkt vom **STERN-VERLAG HANS TIMM, LEIPZIG C 1** Johanniplatz 10, Pilschack Berlin 71/24

Der **SIMPPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. **Bezugsspreises** Die Einzelnummern (50) Abonnement im Vierteljahr RM 7.—, **Anzeigenspreises** für die Spaltenzeile Millimeter-Zeile RM —.— **Ähnliche Anzeigennummern:** C. Mayer Verlag, Abteilung Anzeigen-Expeditoren, München 2 C; Sparkassenstraße 11, Fernsprecher 200468, 200457; **Für Redaktionen verantwortlich:** Anton Ratz, München 4, Elisabethstraße 30, Fernsprecher: 271 207; Copyright 1933 by **Stimplicissimus-Verlag G. m. b. H., München 4, Erlangergürtel München 4; Postfach München 5002; Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart 4; Für unverjagte eingegangene Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt; Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.**

BUREAU
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
H. u. R. GERSTMANN
BERLIN W 35
 DORNBURGSTR. 7, 82 UETZOW 4807 B.

LIEFERUNG
 VON ALLEN
NACHRICHTEN, ABILDUNGEN,
INSERATEN
 AN
IN- UND AUSLANDES
 2M ABONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

Briefmarken-Verkauf. Am 6. Nov. 1933, nachmittags 3 Uhr
 beginnt, sollen in Hamburg mehrere 1000 Kilo für unentgeltliche Missionen, Klavieren, Postverwaltung usw., mit langen Jahren in der guten Welt zusammen mit vielen alten und seltenen Marken, nach Gewischt veräußert. Interessenten erhalten (besonders jetzt selten) Originalparaphen Originalpakete. Ein Originalpaket RM 75, 1 Kilo RM 19,50, 2 Kilo RM 27,50. Bei den 1- und 2-Kilopaket wird eine Gratgebühre von Marken im Katalog von RM 20.— befreit. Bei Nichtgelassen Unterauss gegeben. Keine vorans. oder Nachnahme.
 Missionen-Briefmarken-Verkaufsstelle Karl Hennig, Wandsb.-Bang 1

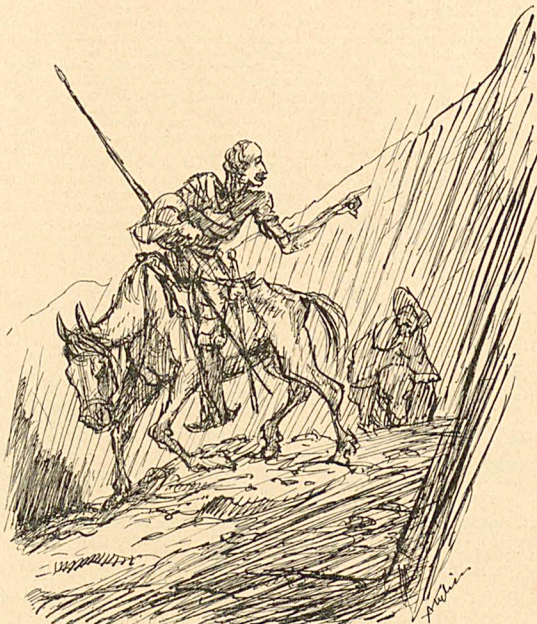
Münchener Kammerspiele
im Schauspielhaus
Die führende moderne Schauspielbühne
 „Besser wird nirgends in Deutschland gespielt!“
 Neuzülicher Zeitung.

Öffentlicher Dank.
 Dieser Strauß ist über ein Jahr an schwerem Nerven- und Rückenmarkleiden mit überaus großer Bewehrung der inneren Organe und Schäden in den Beinen, so daß ich kaum gehen konnte.
 Ich leide nun an einem äusseren rheumatischen Leiden der Hüfte und Hüftgelenke sowie allgemeiner Schwäche erkrankt. Zu erheben mir noch Zeitlich ein bei stürmischer Witterung in Ruhe durchführbar ist, und zu weiterer Freude für mich ist, verhältnismäßig besser sich baldig gelinde geworden.
 Dieses Glück kann mir aber nicht fehlen und auch ich leide bis mit meinem Salbete sehr zufrieden. Bitte bringen jeder bei Symptom-Quantität immer zwei Hüllchen aus.
Abel Negler, Zahnärztliche Hörsaal, Anatomisches Institut, München 14, Mühlstr. 9, seit 25 Jahren anerkannter Experte bei Nervenleiden, Lähmungen, Nervenkrankheiten, Gelenk- und Muskelleiden.
Hunderte Anerkennungs-schreiben.

Ein Dokument der Inflation und Korruption
Berliner Bilder
 von **Karl Arnold**
 Kartontitel RM. 2.—
Simplicissimus-Verlag, München 13

Don Quijote

(Alfred Kubin)



(Schluß von Seite 355)

grünes Semester total verschossen war (heute halte ich es nicht mehr so mit den Akademikerinnen). Die Holde hatte auf dem elterlichen Weingut einen Teil der Ferien verbracht und kündigte für Donnerstagsabend ihre Ankunft in München an, wo ich sie von der Bahn abholen sollte.

Diese Botschaft entzückte mich in gleichem Maße, als sie mich in Verlegenheit brachte. Wohl oder übel mußte ich mit ihr an diesem Abend ausgehen, und meine Barschaft bestand aus ganzen dreißig Pfennigen! Mein letztes Geld hatte ich zur Beschaffung von Arbeitskleidern ausgegeben, und meinen ersten Wochenlohn erwartete ich am Freitag. Daß man beim Bauführer Vorschuß bekam, wußte ich noch nicht.

Verärger't kaute ich in der Frühstückspause am nächsten Vormittag an meinem Wurstbrot. Xará roch sofort, daß bei mir etwas nicht stimmte. „Was had er denn heut', unser Studiosus?“ Mit diesen Worten setzte er sich zu mir auf den Rollwagen. „Eppa an Kata?“ Ich schüttelte mißlaunig den Kopf. „Oder brauchst a Geld?“ fragte er voller Ernst, aber der Spitzbube schaute ihm aus allen Knopflöchern. Dabei klinkerte er im Hosensack verlockend mit den Geldstücken. Mein verdutzter Blick sagte ihm alles. „Reicht da des?“ und er drückte mir einen Fünftmarktaler in die Hand. Erstaunt über soviel Großherzigkeit, streckte ich die Waffen, klopfte ihm fidel auf die Schenkel und jubilierte: „Xará, así a feina Hund!“ Unbewußt hatte ich den richtigen Ton gefunden, über den er gerade so erstaunt

war wie ich selbst, und er aufs Haar dem der anderen glich. Er schien zufrieden mit mir. Mit einem ironischen Schmunzeln schob er ab.

Von da ab war der Kontakt vollkommen hergestellt. Wir sprachen jetzt öfter miteinander, und so erfuhr ich, daß er in früheren Jahren selbst Steine und Mörtel getragen, daß er schon in Frankreich und in der Schweiz gearbeitet und dort eine Masse Geld verdient habe. Er erzählte mir aus den Zeiten der Hochkonjunktur vor dem großen Kriege, wo der „blaue Montag“ graß und gäbe war und gar manchem Maurer vor lauter Übermut nichts Besseres einfiel, als sich in seinem Rausch von einem Fiaker zur Baustelle fahren zu lassen.

Er brachte mich dazu, daß ich mich in Anbetracht der schweren, ungewohnten Arbeit besser verköstigte, und war mir bei der Auswahl des Werkzeuges, das ich mir zum Teil selbst kaufen mußte, behilflich. Auf seine Fürsprache hin zog mich der Poller zu Überstunden heran, wodurch mein Verdienst ein höherer wurde. Xará war ein Philosoph, der dem Leben immer die bessere Seite abzugewinnen vermochte. So gelang es ihm, mich zu trösten, wenn ich am Ende einer verregneten Arbeitswoche mit wenigen Mark nach Hause gehen mußte. Er unterwies mich im Umgang mit meinen Kollegen und riet mir, wenn sie mir einen Streich gespielt hatten (und das taten sie zur rechten Zeit), zu den hinterfotzigsten Gegenmaßnahmen.

Unter seiner Schule lernte ich aber auch begreifen, daß man den Bauarbeiter nicht

nach seiner äußeren Schale einschätzen darf, weil seine oft ungemein anstrengende Tätigkeit naturgemäß auf sein Benehmen abfärbt. So kam es, daß ich bald mit allen in bestem Einvernehmen stand.

Und als ich bei meinem Austritt meine Partie zu einer Runde Bier in die Kantine einlud, hielt Xará eine schwungvolle Tischrede, die er ungefähr mit folgenden Worten schloß: „Also, Edi, vergiß uns ned, und wunst amal a „Groß“ werd'n sollst, dann denkst dro, daß d' amal Blädern an de Finga g'habt hast; dann konnst nia a Leit-schinda werd'n! Prost!“ Oft ist mir's, als hörte ich noch die Gläser klingen, mit denen wir nach diesen Worten anstoßen, und wenn es mir unter meinen, mit Wissenschaft vollgeprofften Fachkollegen zu überspannt hergeht, flüchte ich mich hinaus in die Vorstadt, wo Xáver Kammeter nummehr eine kleine Wirtschaft gepachtet hat.

Der falsche Hofgeiger

Von Fritz A. Mendel

Der berühmte Geiger stand an einem Hofenster seiner Wohnung. Er stand da aus Versehen und Langweile und blickte hinunter. Da sah er, wie ein alter Mann, ein Bettler, durch das Tor geschlurft kam, der einen Geigenkasten unter dem Arm trug. Den berühmten Geiger durchzuckte ein Gefühlsdurcheinandern, zusammengesetzt aus Rührung, Mitleid und Kinderleibchun. Daß auch ein Teil Überheblichkeit dabei war, verschwie er sich. Er eilte zur Tür, die Treppe hinunter, und ehe der Bettler zu kurz angedacht konnte, stand er vor ihm, nahm ihm die Geige aus der Hand und begann zu spielen. Es war alles wirklich wie im Kinderleibchun. Auch noch so weit, daß die Geige in der Hand des Künstlers wie die himmlische Sehnsucht selber klang. Aber dann geschah etwas, womit die Kindergeschichte aufhörte. Obgleich sich ringsum große, vornehme Wohnblöcke befanden, in denen zu dieser Zeit viele, viele Gattinnen, Töchter, Dienstmädchen und Putzfrauen ihren Geschäften nachgingen oder auch nicht, trat doch niemand ans Fenster oder auf einen der Küchenbalkone, die armselig und Wäsche schwenkend an den Wänden klebten. Alles blieb ausgestoben, und dem berühmten Geiger wurde peinlich, ja unheimlich zuzusehen.

Der alte Bettler meinte: „Man wird halt den Herrn hier kennen. Die Luft glauben, Sie spielen in Ihrer Wohnung.“

Der berühmte Geiger griff dankbar nach dieser Entschuldigung, und ging mit dem Bettler in einen benachbarten Hof. Er trug sogar den Geigenkasten, so als hätte er seinem Begleiter etwas abzublitten.

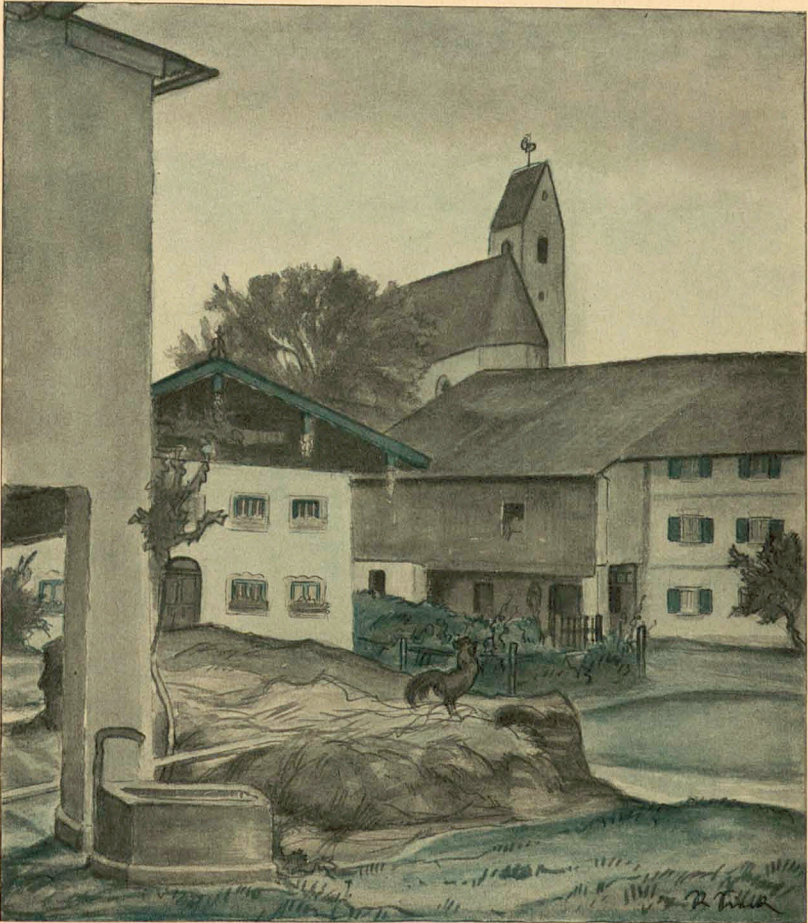
Wieder begann er zu spielen. Wieder flogen brünstige Klänge an den stupiden Mauern der Hinterhäuser empor. Aber wieder war nirgends ein Zuhörer zu sehen. Der Künstler bemerkte endlich, wie sich Frauenköpfe hinter Blumenkästen und Gardinen versteckten. Doch niemand trat hervor oder spendete ein Geldstück. Sah vielleicht der Anzug des Geigers so elegant aus? War das verborgene Publikum der Meinung, daß, wer so geigt, auch anders sein Brot verdienen könne? Den alten Mann bestaute niemand, und für rätsellose Geschichten mangelte wohl das Verständnis.

Schließlich gab der große Künstler müdemütig die Geige zurück, schenkte dem alten Bettler ein paar Geldstücke und ging ein flüchtiges „Am liebsten hätte er geholt wie ein Kind, dem die Sandburg eingestürzt ist.“

„Es kommt halt gar zu viele“, sagte der Alte wehmütig hinter ihm her und zählte das Geld.

Die beiden Hähne

(Rudolf Sieck)

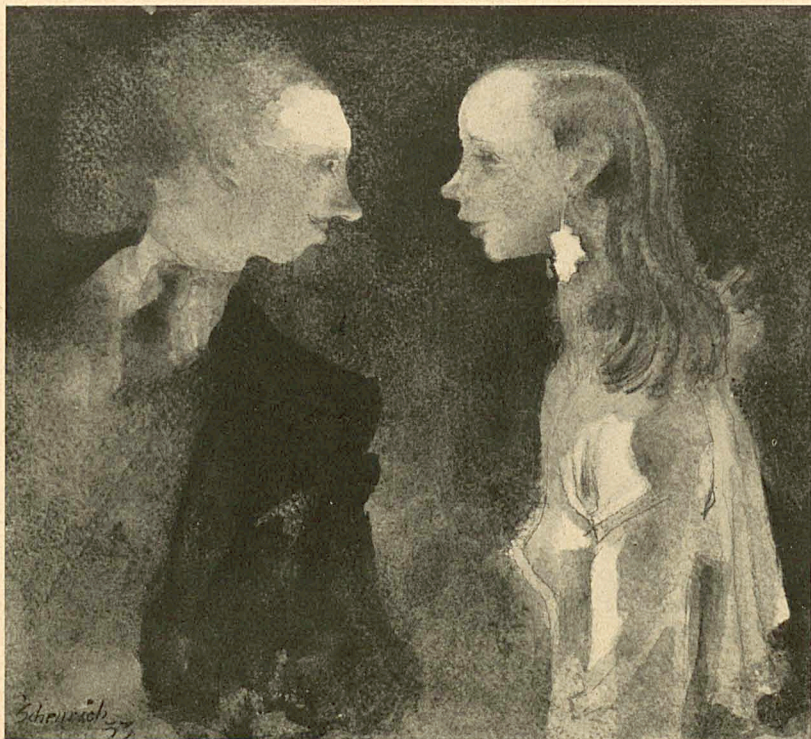


Der Gockelhahn und der Kirchenhahn
Sind friedliche Rivalen,
Der eine kann mit Kehlenschmelz,
Mit Gold der andre prahlen.

Der Gockelhahn und der Kirchenhahn
Sind beide auch Propheten.
Den jungen Tag und den Jüngsten Tag
Wollen sie hertrumpfen.

Mistgockel hier, dort Gotteshahn,
Wir wollen keinem wehren;
Sie heißen uns den Mist im Hof —
Wie in der Seele kehren.

Georg Schwarz



„Soll ich heute abend meine Gedichte mit oder ohne Bart lesen?“ — „Die Lieder an mich vielleicht ohne Bart, aber die anderen unbedingt mit Bart!“

Zwischen Friedhof und Fluß

Das Wasser fließt in seltener Tapferkeit.
Die Toten bleiben ruhig liegen,
die großen, schweren Steine ihrer Gräber
siegen.
Vergeblich grüßt der Dampfer „Adalheid“.
Die Dreschmaschine stampft und stöhnt.
Die Gänse müssen sich nicht streiten;
denn Halm und Korn fallen von allen
Seiten.
Die Toten sind auch dies gewöhnt.
Die Fischer hängen ihre Netze in den
Wind.
Die Kinder drehen sich im Ringelreim,
ihr Herze ist wie ihre Füße klein.
Die Schläfer bleiben stumm und blind.
Die Dahlie prangt, ein Apfel fällt,
der Weidenbaum die Zweige trauernd
senkt,
weil Christus hoch am Kreuze hängt,
und eine Mauer schließt die Welt.

Ernst Handschuch

Lieber Simplicissimus!

Die große politische Umwälzung im Deutschen Reich hat für den Automobilhandel sofort bestimmte Wirkungen gezeigt. Diese wurden in der ersten Zeit recht verschiedenartig beurteilt. Als man den Autohändler Frühjahr fragte, was er von der kommenden Verkaufssaison halte, antwortete er: „Endlich mal eine Regierung, die wirklich was für den Autohandel tut.“ — „Sie meinen die Befreiung neuer Kraftwagen von der Autosteuer?“ — „Schön. Aber ich meine auch die Auflösung der Parteien. Ist das nicht glänzend?“ — „Aber was hat denn der Autohandel mit der Auflösung der Parteien zu tun?“ Frühjahr blickte den Fragesteller überlegen lächelnd an. Dann sagte er ebenso gewichtig: „Sehen Sie mal: rund dreihundert Abgeordnete werden nicht mehr in den Reichstag, mehrere tausend und Zehntausende nicht mehr in die Staats- und Kommunalparlamente zurückkehren. Das sind aber etwa zwölftausend Freifahrkarten auf Eisenbahn, Straßenbahn und Omnibus, die den Herren entzogen werden. Und dabei sind die so an Bequemlichkeit gewöhnt! Was meinen Sie, wie die nun Automobile kaufen müssen,

um weiter so bequem losfahren zu können!“

Mein Onkel starb 1930. Meine Tante starb 1931. Der Nachlaßverwalter der beiden erhielt 1932 vom Finanzamt eine Aufforderung, er solle für die verstorbene Tante die Ledigensteuer des Jahres 1931 bezahlen. Er sandte dem Finanzamt den Steuerbescheid zurück mit dem Bemerkung: „Frau X. ist nicht mehr ledig. Sie ist durch den Tod mit ihrem Gatten wieder vereint.“

In der Straßenbahn unterhalten sich zwei Damen. Laut, sehr laut.
„Du“, sagt die eine zur andern, „die Gerda hat sich so ein antikes Bett angeschafft, so'n breites, französisches.“
„So?“ sagt die andere. „Was ist's denn für ein Stil?“
„Och“, sagt die eine, „von irgendsonem Louis, die Nummer hab' ich vergessen.“



„Hier steht vom Auswandern der Juden, als ob unser ewiges Wandern was Neues wäre.“

Der Burengeneral

Von Werner Schmidt-Pretoria

General Coen Brits, der in Europa weniger bekannt, unter seinen Landsleuten in Südafrika aber um so geschätzter war, ist kürzlich gestorben.

Sein Schicksal erinnert an das des deutschen Reitergenerals Derfflinger.

Ohne irgendwelche militärische Ausbildung erhalten zu haben, war er doch der geborene Soldat, unternahm die schneidigsten Ritte während des Burenkrieges und wurde zum Typ des rauhen Kriegsmannes. Coen Brits hätte tatsächlich viel mehr ins Mittelalter gepaßt; denn ihm war der Krieg

ein Handwerk, und nach Landsknechtsart führte er jeden Kampfbefehl freudig aus, ohne sich um seinen Wert oder Unwert zu kümmern.

Politik blieb ihm stets ein Buch mit sieben Siegeln.

Tausend Schnurren erzählen sich die Buren von ihm.

Echt soldatisch, aber gleichzeitig auch interessant für uns Deutsche — da es die verworrene Lage im Burenlande zu Anfang des Weltkrieges dokumentiert — war ein Telegramm, das General Brits an seinen damaligen Vorgesetzten, den Kriegsminister Smuts, sandte.

Smuts hatte General Brits auf drahtlosem

Wege den Befehl zukommen lassen, alle verfügbaren Burenkommandos seines Wehrkreises unverzüglich zu mobilisieren.

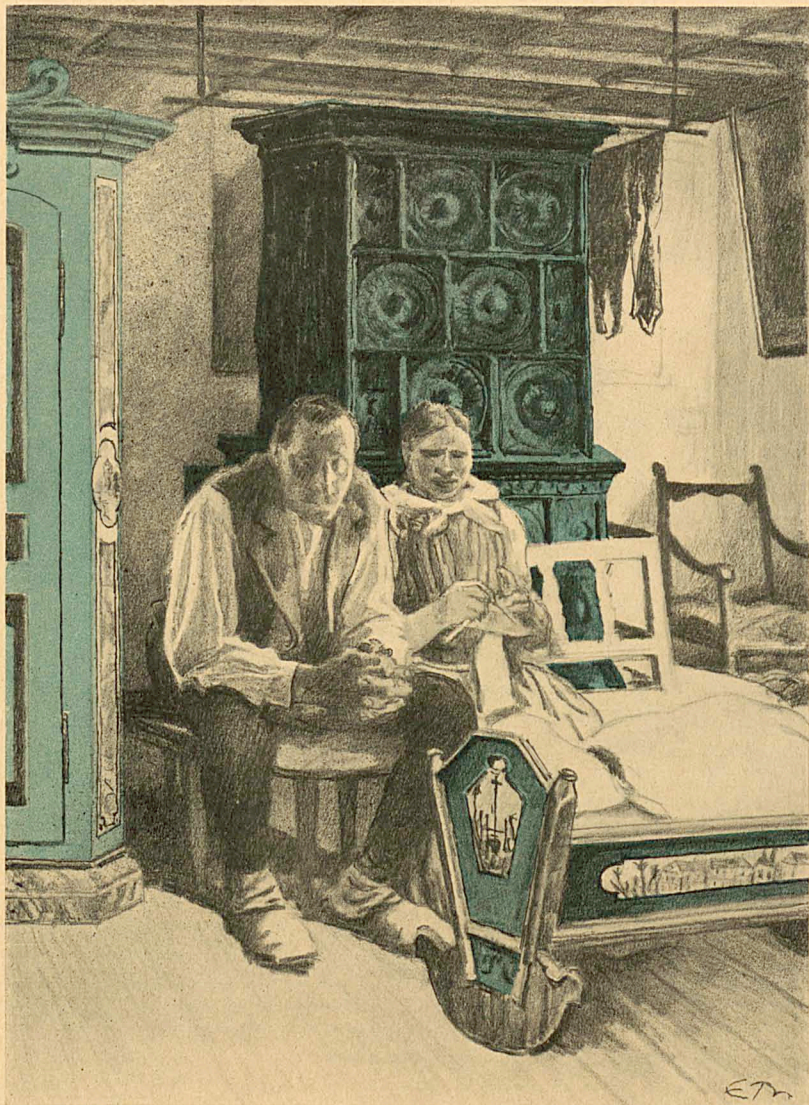
Darauf erhielt er von Brits die historische Antwort: „Mobilmachung bereits gestern ausgeführt. Gegen wen sollen wir kämpfen? Gegen die Engländer oder gegen die Deutschen?“

Stilblüte

Aus dem „Jülicher Kreisblatt“: „In der Pfarrkirche interessierten die Düsseldorfernaturgemäß vor allem die Maßgewänder, die aus der im Düsseldorf Schloß ermordeten Herzogin Jakobe angefertigt sind.“

Bauern-Kultur

(E. Thöny)



„latzt schätzt ma wieda inser Sach' — früher hot's bloß da Tandler eing'schätzt.“